Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 40

Artikel: Der Heidenheuet

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644249

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 40 — XIV. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 4. Oktober 1924

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Ins eigne Heim.

Von U. W. Züricher.

Ins eigne Heim! Der See erblinkt.
Ein neuer Lebensmorgen winkt.
Vergangen und verschwunden
Sind unruhvolle Stunden.
Erinnernd sind gereinigt
Die, welche uns gepeinigt.
Die schönen leuchten weiter
Als dauernde Begleiter.

Ins eigne Heim! In Gold getaucht,
Von Sonnenflimmer überhaucht
Begrüßen uns die Fernen.
Nun müssen wir es lernen,
Zu wandern und zu reisen
In neuen Lebenskreisen,
Und in dem neuen Bunde
Fest stehn auf eignem Grunde.

Ins eigne Heim! Auf eignes Land!
Ist's wohl ein dauernd festes Band?
Es mahnen Wandersterne
Aus grenzenloser Ferne:
Kein Heim auf dieser Erden
Kann Menschen dauernd werden.
Sie kommen und sie gehen
Und tun wie Staub verwehen.

Ins eigne Heim! Ein kurzes Halt;
Dann reißt's dich weiter mit Gewalt
Nach unnennbaren Ufern
Zu rätselvollen Rufern.

Nun mach, daß diese Strecke
Dir Seel' und Sinnen wecke;
Daß, was dein Herz erschauet,
Dein Geist lebendig bauet.

Der Heidenheuet.

Erzählung von Alfred Huggenberger. 1

Jeder liebe Sommer pflegt unserm Dorf und Tal eine Zeit zu bringen, wo Arbeit und Leben uns mit einem andern Gesicht ansehen als sonst. Das ist die Zeit des Nachheuets, wo der karge Sommerertrag der weitentlegenen Gemeindewiesen auf der Heidenfuhr in gemeinsamer Arbeit gemächlich und ohne alles Hasten und Jagen in die alte Heidenscheuer eingebracht wird, so geheißen, weil ihre Grundmauern noch aus der Heidenzeit herstammen sollen.

Knecht und Bauersmann, auch die etwa noch im Dorf zurückgebliebenen fremden Lohnheuer betrachten den Heidenheuet gewissermaßen als Ferienzeit, als eine wohlverdiente Ruhepause nach den Gewaltleistungen der vorausgegangenen Wochen. „Wer sich im Heidenheuet überschafft, dem kann kein Doktor helfen", sagt ein Sprichwort in der Gegend. Freilich, die Jungen lassen es sich manchmal beim Mähen an den trockenen Rainen redlich sauer werden, besonders am ersten Frühmorgen, wo im scharfen Wettstreit die Reihenfolge der Mähder bestimmt wird, und wo manches schmächtige Bürschlein seinen viel stärkeren Vormann heraushaut und an den Schwanz der langen Mähderkette zurückbringt.

Aber zum Dörren und Einbringen läßt man sich auf der Heidenfuhr Zeit. Jeder denkt, der andere sei auch für etwas da. Und an munteren Heuerinnen ist kein Mangel. Mehr als ein verwöhntes Herrenbauernkind, das daheim sonst immer eine Ausrede findet, um seine weißroten Bäcklein nicht allzusehr dem Sonnenbrand auszusetzen, ist da oben vom ersten bis zum letzten Tag dabei, schon der lieben Kurzweil halber, und weil vielleicht sein Adolf oder Ferdinand auch als Mähder mittut.

Vom männlichen Heuervolk pflegen nur wenige abends den weiten Weg ins Dorf und in die Höfe hinab zu machen; man nächtigt auf der großen Heubühne der Heidenscheuer. Und wenn immer möglich, muß jeden Feierabend einer aus der Gesellschaft ein paar Anekdoten, irgend einen Schwank oder ein Geschichtlein zum besten geben. Die Alten berichten von der alten Zeit, wo die Kuh einen Taler galt, und wo man im Dorf noch keine fremden Kiltgänger litt, sondern jeden, der sich herein wagte, ohne Ansehen der Person und der Jahreszeit in den großen Trog des Leuenbrunnens warf. Und daneben taut etwa ein fremdes Knechtlein auf und erzählt von seinem Dienen und Rackern, von seinen Meistern und Meisterinnen, von seinem Glück und Mißgeschick beim Weibervolk, und warum er es in der Welt zu nichts habe bringen können.

An einem solchen Abend hat uns der alte Mauchenfelix vom Stöhrenhofe die Geschichte von seinem jungen

Lieben und Leiden erzählt. Er hatte bloß ein bißchen nach dem Gemeindeheuet sehen wollen; aber weil man im Heidental weiß, daß sein Kopf allezeit voller Schwänke und Schnurren steckt, hat ihn der Ziegelmathis, unser bewährter Unterhaltungsmeister, richtig alsogleich gekapert und für den Abend festgelegt.

Der Felix ist grad bei guter Laune gewesen; sein einziger Sohn hatte wenige Tage vorher die reiche Buchegg-tochter heimgeführt. So hat er sich denn nicht lang bitten lassen. Nebenbei hat er es durchgesetzt — aus purer Liebe, wie er behauptete —, daß diesmal auch die Mädchen zum Abendsitz bleiben durften, unter der Bedingung, daß diese ihm nachher vollzählig das Ehrengeleite nach dem Stöhrenhofe hinab geben müßten. Mit Jubel ward diese Bedingung angenommen. Wir ließen uns den Feierabend ein halbes Stündchen früher als sonst schmecken und richteten uns ausnahmsweise im sogenannten Hammenstübli ein, das sonst nur als Eßstube dient.

„Ihr glaubt vielleicht, ich werd' euch jetzt ein paar ausgegrabene Anekdötlein auftischen oder sonst eine kurzbeinige Ungereimtheit", begann der Alte verheißungsvoll. „Nein, diesmal gibt's eine richtige Geschichte mit Händen und Füßen. Dazu eine, die einmal wahr gewesen ist, und die kein Mensch auf Erden so gut wissen kann wie ich. Sie hat dazu noch den Vorzug, daß sie sich zum großen Teil da auf der Heidenfuhr zugetragen hat.

Mein Nachbar, der Wenken-Samuel, hat bei seinen Lebzeiten immer behauptet, daß über den Großen und noch Größeren auf Erden ein kleiner Gauner das Regiment führe, nämlich der Zufall. Was der sich in seinen Querkopf gesetzt habe, das richte er aus, und wenn alle vier Elemente dagegen wären. Er mache aus Glück Unglück, aus Liebe Haß, aus Armut Reichtum, je nach Laune und Gutfinden. Und weil der Zufall selber wieder und mehr als einmal vom Zufall gemeistert werde, so sei es nicht zu verwundern, daß unsere runde Welt eigentlich nichts anderes sei als ein großes Kasperletheater.

Ich hab' dem Samuel regelmäßig alles abgestritten und steif und fest behauptet, daß es einen sogenannten Zufall gar nicht gebe. Alles, was auf Erden geschehe, vollziehe sich — genau nach der Lehre unseres alten Schulmeisters Kistler — unter dem Zwang unwandelbarer Naturgesetze; und wer anderer Meinung sei, dem fehle es eben an der nötigen Erkenntnis.

„Eben aus Zufall, er hätte ebensogut als ein Gescheiter auf die Welt kommen können", belehrte mich dann der Samuel jedesmal eigensinnig, und wir konnten nie einig werden.

Merkwürdigerweise sollte es ausgerechnet mir vorbehalten sein, die Wertlehre des Alten zu erhärten, und an diesem Zufall war wiederum ein etwas boshafter, aber in seinen Folgen immerhin erträglicher Zufall schuld.

Wer von den Alten da herum könnte sagen, er habe in seiner guten Zeit die drei Frohhoftöchter nicht gekannt? Sie waren dunkel und wohlgewachsen, alle drei. Das hatten sie von ihrer Mutter überkommen, die aus der Teuffenmühle ennet dem Breitberg stammte, und um derentwillen es einmal bei einer Schlägerei einen Toten gegeben.

Item, ich war als junger Kerl nicht etwa einer von denen, die sich gern zu hinterst stellten. Der Konrad Meister in Tal, der nachmals in die Aemter gekommen und vor zwei Jahren als Kantonsrat gestorben ist, der Friedli Keck auf der Maien und ich, wir drei haben es heimlich zusammen ausgemacht, die Frohhoftöchter fürs erste nicht aus der Gemeinde wegzulassen, schon des Vermögens wegen, und zum andern alles und das letzte daran zu setzen, sie für uns zu gewinnen. Damit uns die Wahl nicht auseinander bringe und alles ohne Unfrieden abgehe, ließen wir das Los entscheiden. Dem Konrad Meister traf es die älteste, die Berthe, der Keck bekam die zweite, die Frieda, und auf meinem Zettelchen stand der schöne Name Juliane.

Es muß gesagt sein: wir haben die Redlichkeit walten lassen. Wenn auch der eine oder andere einmal einen Blick nebenaus getan und sich vielleicht im stillen etwas gedacht hat, wir sind fest bei der Stange geblieben und haben auch die Mädchen nie einen Deut von unserem Handel wissen lassen. —

Die Juli war die geradeste und stolzeste von den dreien. Aber es war merkwürdig, ich konnte mich mit bestem Willen doch nicht ernstlich in sie verlieben; allzeit blieb ich in ihrer Nähe beim kühlen Verstand. Wenn mir auch ihr Wuchs und Wesen untadelig erschien, wenn ich von allen Mädchen der Gegend kein einziges neben sie hätte stellen können, in ihren Augen hatte sie doch nicht das, womit manche andere, die weniger nutz ist, einen Burschen auf den ersten Blick zu bestricken weiß.

So kam es denn, daß ich den ersten kleinen Korb auf dem Frohhof ohne alle Aufregung entgegennahm, daneben aber auch nicht von weitem daran dachte, mein Glück nun gleich an einer anderen Tür zu versuchen.

Denn während meinen zwei Kameraden alles wie am Schnürchen ging, indem einer nach dem andern sein Jawort sozusagen auf der Straße auflesen konnte, blieb die Juli gelassen und ohne Wank auf sich selber gestellt. Sie sagte nicht ja und nicht nein, hielt aber an ihrem Bescheid fest.

Es sei ihr noch zu wohl, und sie wolle es einstweilen nicht anders haben.

Nichtsdestoweniger pilgerte ich vom Tage unserer gemeinsamen Abrede an jedem lieben Sonntag, den der Herrgott werden ließ, nach dem Frohhofwirtshause hinauf. Ich war der erste Gast am Mittag, und am Abend womöglich der letzte. „Nicht nachlassen gewinnt", ermutigte mich der Friedli Keck hundertmal auf dem Heimwege. Er wollte auch von Frieda aus ganz bestimmt wissen, daß ich der Juliane etwa gar nicht zuwider sei. Sie habe nun einmal so ihre Art und ihren Eigensinn, schon von Kind auf. Wenn ihre Schwestern nein gesagt hätten, so wäre mir ein Ja sicher gewesen. Aber mit Bitten und Anhalten habe man sie immer herumbringen können.

Das Bitten und Anhalten lag mir nun freilich nicht. Nach dem ersten Anlauf ließ ich die Sache scheinbar auf sich beruhen. Ich konnte warten. Wenn auch unser Stöhrenhof damals noch nicht so breit an der Halde stand, wie heute, er hat sich eineweg dürfen sehen lassen, und mein Vater ist dem Leuenstein in Vorauen kein Vieh schuldig gewesen. Dazu hat man bei uns im Heidental schon zu jener Zeit mit Recht gesagt, wer vor einem Weibsbild nieder-

kniee, den lasse sie nachher nie mehr ganz auf die Beine kommen. Ich begnügte mich also vorläufig damit, scharf darauf acht zu halten, daß mir wenigstens kein anderer den Rang ablief, in welcher Arbeit mich meine heimlichen Verbündeten getreulich unterstützten.

Ich spielte auf dem Frohhof gemächlich Karten mit meinen Nebenbewerbern, von denen ich vorläufig keinen zu fürchten brauchte; weder den Peter Kern von Heidenwang, noch den hochtrabenden Rößliwirtssohn Schär von Tal, der mit des Frohhofers Goldfüchsen gern einmal seine Schulden bezahlt hätte; auch nicht den breitmauligen Jakob Störi von Mittelbach, und wie sie alle miteinander hießen. Mit dem besten Willen könnte ich sie nicht mehr aufzählen, denn schier jeden Sonntag traten ein paar neue Liebhaber auf den Plan, die zwar in der Regel schon nach dem ersten Mißerfolg ihre Rößlein wieder abzäumten und die Bahn für andere frei gaben. Ich konnte warten. „Es ist noch jeder Apfel vom Baum gefallen, wenn seine Zeit dagewesen ist", tröstete der Friedli Keck.

Aber da kam unversehens ein Vogel in meinen Hag geflogen, der ebensogut pfeifen konnte wie ich, und der es auch an Ausdauer mit mir aufnahm: der Peter Rölli vom Grundstein ob Tal. Schon in der ersten Viertelstunde, da wir uns am langen Wirtstisch im Frohhof gegenüber saßen, wußten wir alles voneinander. Während wir über nichtssagende Dinge gelassen hin und her plauderten, wogen und schätzten wir uns gegenseitig bis aufs letzte Pünktlein ab. Das Ergebnis behielt jeder für sich, doch war es für keinen beruhigend: eine Zahl ging sozusagen in der anderen auf.

So saßen wir uns einen halben Winter und ein ganzes Frühjahr lang jeden Sonntag gegenüber, waren immer anständig miteinander, während einer den anderen heimlich ins Pfefferland wünschte. Ich hatte vor dem Rölli wenigstens den einen Vorteil voraus, daß ich durch Friedli Keck immer auf dem laufenden war, wie weit oder wie wenig weit es mein Nebenbuhler bislang bei der Juliane gebracht habe.

Nach und nach wurde mir die Sache doch ungemütlich. Unser ausdauernder Wettlauf um die Gunst der schönen Frohhoftochter wurde zum Dorfgespräch; ja ich sage nicht zu viel, das ganze Heidental war mit der Weile gespannt, wer von uns beiden obenaus schwingen würde.

Die Mitbewerber wurden seltener und blieben allgemach gänzlich weg, mit Ausnahme des jungen Lehrers Stäubli von Mittelbach, der aber ein Gauch war und in unseren Augen nur so als leere Nummer mitlief. Wenn die Juli an dem Gefallen fand, dann traten wir gern zurück und tranken zum Schlusse eine Halbe zusammen.

Mein Vater machte bereits hin und wieder die anzügliche Bemerkung, ob ich denn für meine ungezählten Schoppen nicht bald einmal einen Gegenwert mit heimbrächte, oder ob mir die umsonst durchgelaufenen Schuhsohlen nie nachts im Traume vorkämen? So nahm ich denn die erste beste Gelegenheit wahr, mein Anliegen bei der Juliane zum zweitenmal vorzubringen; zwar ohne alles Drängen, aber diesmal doch mit einem gewissen Nachdruck. Es sei ihr leid, meinte sie nach einigem Besinnen; aber sie könne sich vorläufig noch zu nichts Ernsthaftem entschließen. „Vorläufig", betonte sie zuletzt nochmals, indem sie mir einen sonderbaren Blick gab, darin etwas wie ein Vorwurf lag. Dieser Blick stach mich nachher lange, aber ich war zu dumm, ihn richtig auszulegen.

Wenige Wochen darauf, es war just der erste Maisonntag, fuhr Juliane mit den Schwestern am Stöhrenhof vorbei nach Tal hinab zur Kirche. Sie saß auf dem Bock und ließ den feisten Grauschimmel sänftlich traben. Die beiden Bräute nickten und grüßten freundschaftlich; die Juli hingegen sah steif geradeaus, wie wenn sie nicht einen Blick vom Gespann wegtun dürfte. Es war, als wollte sie damit sagen: Wer mit einem Roß zur Kirche fährt, für den haben die kleinen Dinge links und rechts von der Straße wenig zu bedeuten.

Von dem Tage an hatte unser stattliches Stierengespann, auf das ich mir bisher viel zugute getan, allen Glanz für mich verloren. Mein Vater zeigte sich zwar nichts weniger als erbaut darüber, daß ich von heute auf morgen zum Roßnarren werden wollte, wie das bei ihm hieß. Roßfuhrwerk sei Herrenfuhr oder Lumpenfuhr, behauptete er hartnäckig. Aber ich führte jeden Tag zehn neue Gründe an, und den triftigsten, den ich ihm verschwieg, hatte er wohl gleich von Anfang an erraten. Denn als er am Ende doch klein beigab und gute Miene zum bösen Spiel machte, ließ er die boshafte Bemerkung fallen, ich möge dann meinem Heiratsgaul wenigstens den richtigen Angel an den Schwanz binden, damit der Goldfisch, den ich meine, auch daran hängen bleibe.

Item, schon am zweitfolgenden Sonntag konnte ich mit Roß und Wägelchen beim Frohhof vorfahren. Ich hatte den Umweg über Kurzenried und Bergstalden gemacht, um den Frohhofleuten mit meiner Neuigkeit gleichsam auf den Hals zu fallen. Die Juli mußte jedoch bereits von meinem Handel gehört haben, sie zeigte sich kein bißchen überrascht, sondern tat vielmehr, als ob es sich um etwas ganz Geringfügiges und Selbstverständliches handle. Und der Rölli vom Grundstein schnitt beim Besichtigen meines Fuhrwerks ein Gesicht, als ob er sagen wollte: Diese Dummheit mache ich dir einstweilen noch nicht nach.

Ich war ein wenig verschnupft und trank meine zwei Schoppen kleinlaut und übellaunig. Wenn sie erst noch das von der Angel wüßten, dachte ich bei mir. Mein Rößlihochmut hatte bereits einen starken Dämpfer bekommen.

Vor dem Wegfahren gab Juliane meinem Braunen ein Stück Zucker. Sie tadelte die kurzen Fesseln des Pferdes und lobte dagegen sein redliches Ohrenspiel.

Wart, die soll aber sehen, wie der Hans gehen kann, nahm ich mir vor und kutschierte in scharfem Trab die schöne Zweidlenstraße hinab. Mein kleines Gefährt schwanzte ordentlich hin und her; es machte einen Staub, daß man seine Freude daran haben konnte, wenn man etwa einmal über die Achsel hinweg zurücksah.

(Fortsetzung folgt.)

Splitter.

Wenn dich die Menschen nicht verstehen,
Mußt zur Natur hinaus du gehen;
Und wird dir dort das Herz nicht frei,
Miß nur die Schuld dir selber bei.

E. Schmidt.